

## Plädoyer für eine eher angepasste „kritische“ Masse!

Heike Vinkenflügel

### Die Zeitungsvariation

Das Stück *Kritische Masse* von Oliver Bukowski, uraufgeführt am 19. Februar 2009 im Deutschen Schauspielhaus Hamburg, wurde am 2. Juni 2009 in der Mülheimer Stadthalle während der 34. Mülheimer Theatertage *Stücke 09* einem im Ruhrgebiet lebenden Publikum präsentiert. Eine Masse von „Hartz-IV“ EmpfängerInnen, die vor dem Amt eine geordnete Schlange bilden, will ihren finanziellen Anspruch auf Arbeitslosengeld II geltend machen. In ihrer Freizeit aber leben sie prollig, saufend, Saufrprüche daherplappernd, wie z.B. „*Gib mir Kraft in Ewigkeit zu saufen*“ und mit Witzen umherschmeißend, die beim Zuschauer Ekel erzeugen können und wohl auch sollen. Diesen Menschen scheint tendenziell eine Art Sprache eigen zu sein, bei denen die Kommunikation sprachlich mit „Scheiße“, „ficken“, „Fotze“, „früh krümmt sich, wer ein Arsch werden will“ einhergeht. Sie kämpfen zunächst nicht, sie besaufen sich bei Technomusik und Tanz. Hin und wieder taucht ein Mensch aus der Masse hervor, so die Mutter, die ihr Kind und anschließend sich selbst umbringt. Dann die russische Animierdame, die Schnäpse austeilte, sowie die Akademikerin mit zwei Aktenkoffer, die auf einem Plastikstuhl Hochgestochenes daherredet und der Möchtegernschriftsteller, der Witze erzählt. Aber alle versinken wieder in der Masse, die sich vergnügt, um ihre freie Zeit zu gestalten, um nichts an der Situation ändern zu müssen. Schließlich erheben sich ihre Stimmen doch zu einer Protestaktion, wieder nicht als Individuen mit ihrer eigenen Problematik, sondern in der Masse, die aber schnell wieder verklingt, weil der Protest mit Pappkartons auf dem Kopf und die Kritik zu blass erschallt.

### Die beschreibende Variation

Das Bühnenbild und die choreographische Gestaltung der Schauspielsituation entsprechen den wesentlichen Inhalten der Textvorlage. Der Einzelne und die Masse stehen mehr im Vordergrund als die *kritische* Masse. Schon bevor das Theaterstück offiziell beginnt, steht mitten auf der leeren Bühne ganz still ein Mann. Er scheint zu warten, auf den Beginn der Aufführung, darauf vielleicht, dass sich alle Zuschauer auf ihre Plätze gesetzt haben, vielleicht auch auf andere Gleichgesinnte, die sich so langsam auf der Bühne einfänden. Die Umgebung ist im Gegensatz zum Skript, keine grüne Parkanlage, sondern ein leerer Theaterraum, Seitenwände und Hintergrund bleiben während der ganzen Aufführung schwarz, der Boden ist und bleibt ebenso mit einer Beleuchtung in der Farbe Lila konstant. Dieser Mann steht also still auf der Bühne, nicht mittig, sondern aus der Sicht des Zuschauers betrachtet,

etwas mehr im linken Bühnenbildraum. Er wartet, steht still, bleibt still, bewegt sich nicht. Er steht einfach regungslos da. Immer wieder erklingt eine gleichbleibende sich wiederholende Sequenz aus Vivaldis „Vier Jahreszeiten“. Kein gesprochenes Wort. Plötzlich erscheint auf der Bühne eine junge Mutter mit einem Kinderwagen, sie läuft, schiebt den Kinderwagen vor sich her, schreitet schnell am Rande des Bühnenraumes ein Rechteck ab, mehrere Male, ohne Worte, sie läuft und geht und schiebt. Dann weiter beim immer wieder ertönenden Vivaldigetöne erscheint ein weiterer Mann und dann eine Frau. Sie sortieren sich irgendwie um die erste Person herum und bleiben stehen. Die junge Mutter aber mit dem Kind geht, geht und geht weiter im Viereck. Es stoßen weitere Personen hinzu. Es bildet sich langsam eine geradlinige Menschenschlange, die aus 15 Personen besteht. Sie scheinen zu warten. Keiner sagt ein Wort. Es wird geschwiegen, es wird stillgestanden, es wird gewartet. Die einzige, die dann endlich diesen wortlosen Raum durchbricht, ist eine Dame, sie scheint eine junge Akademikerin zu sein, trägt zwei Koffer, stellt sich abseits der Menschenschlange und beginnt zu reden, einen Vortrag zu halten, über unsere Gegenwart, über unsere Welt und Heimat, über Gesellschaft, über Geld und Arbeitswelt, aber insbesondere über die freie Individualität - und - über Lebensmittel, die Mittel sind, um Geborgenheit zu spenden.

Die Masse bewegt sich, verliert ihren geordneten Gang, verteilt sich im Bühnenraum, alle reden so durcheinander, dass keiner den anderen versteht, selbst die Zuschauer nicht. Dann plötzlich wieder die geordnete Menschenschlange, geradlinig, im linken Bereich des Bühnenraums. Eine Russin grenzt sich aus der Masse aus und animiert die Anderen aus ihrer Rolle zu treten, sie verteilt bunte lange Stäbe, die wie übergroße Strohhalme wirken, aus denen sie bei Technomusik aus einem Eimer scheinbar Alkoholisches schlürfen. Alle tanzen, alle machen eine Party, jeder macht seine eigene. Dann werden sie hingerissen, sich zu sammeln, auf all den sozialen Jammer zu trinken. „Wo früher meine Leber war, ist heut eine Minibar“. Aber die Party geht zu Ende. Mutter und Kind stehen plötzlich im Mittelpunkt, dann verschwinden sie wieder in der Masse. Die Menschenmasse sammelt sich, klumpt sich auf einen Fleck. Bei Technomusik wird geraucht, und die Luft ist verqualmt, dann - ein Mann gesellt sich zu der Mutter und sagt: „Es ist 9.51Uhr, ab jetzt sind wir ein Paar.“ Sie reißen Witze, sie beschimpfen, treten andere in den „Arsch“, „ficken“ und rufen immer wieder „Scheiße“. „Wir brauchen keine Bullen, wir sind sozialer Sprengstoff“. Ein Stotterer stottert so vor sich daher, keiner versteht ihn wirklich. „Das Warten vorm Amt ist Nervensache!“, ertönt es in der Menge. „Ein Einzelner sei doch ein Penner und Schnorrer“, murrte dort einer, „ja“ antwortet da im Chor die Masse, „alles ist kapitalperfektionistisch“, „Fresse einschlagen den Amtsvorsteher“, „nie wieder in den Medien“, ruft da die Menge. Auf dem Bühnenbild formt sich aus Menschenkörper plötzlich ein großes „NO“. Dieses „NO“ löst sich so schnell wieder auf, wie es sich geformt hat. Einige SchauspielerInnen ziehen sich aus und wälzen in vorher verschütteter schwarzer Farbe, so dass ihre Haut dunkel eingefärbt wird. Dann wieder eine andere Szene auf der Bühne. „Alle sind Drecksäue“, „alles Ghettos“, „alles Billigjobs“, „man muss ja vermittelbar bleiben“, erklingt es aus den Mündern der Betroffenen. „Kopf oder Zahl“, „Kopf oder Zahl“, „Kopf oder Zahl“, erklingt es dann rhythmisch, chorisch und eindringlich zugleich, so dass man als Zuschauer diese Formel oder man könnte auch sagen dieses „Stempelkissenspiel“ eingebläut mitgeliefert bekommt.

## Die kritische Variation

Für wen scheint diese „Kritische Masse“, die eher angepasst als revolutionär ist, wohl kritisch zu sein? Für die Masse der Menschen, die an „Hartz-IV“ nagen und die auf der Bühne mit 15 Schauspielerinnen und Schauspielern dargestellt werden? Mit Sicherheit nicht! Oder eher kritisch als Aufruf im Sinne einer Kritik an einer Masse von Menschen, die diese „Hartz-IV Empfänger“ aufgrund von Firmenschließungen indirekt produzieren und Menschen wie Zahlen behandeln und nicht wie Individuen? *Kopf oder Zahl* lautet das einhämmernde chorisch gleichklingende Geschrei gegen Ende der Theateraufführung. Wer ist Zahl und wer Kopf? Zahlen von individuellen Köpfen, die als Statistik erscheinen. Kopf behalten oder als Zahl dastehen. Kopf behalten würde heißen: denken, überlegen und organisieren, wie man aus dieser Notsituation herauskrabbelt. Die einen begnügen sich jedoch mit dem Schlangestehen vor der Amtstür und mit ihren trivialen Freizeitvergnügen, und die anderen ordnen die prolige Masse in Amtskategorien und Gesetzestexten. Keiner kämpft wirklich für Veränderung, keiner denkt wirklich kritisch, um Veränderung herbeizuwirken. Es ist eher auf beiden Seiten eine angepasste Masse als eine kritische. Für wen scheint Oliver Bukowski das Stück wohl geschrieben zu haben? „Hartz-IV Empfänger“ können sich den Eintrittspreis trotz Ermäßigung nicht leisten, um mit ihrer Realität konfrontiert zu werden. „Prollig sprechende“ Menschen gehen ebenfalls nicht ins Theater, um sich an ihrem eigenen Spiegelbild zu ergötzen.

Wem will Oliver Bukowski mit seinem Stück „Kritische Masse“, etwas sagen? Was bleibt ist jenseits der restlichen Zivilisation ein kleiner menschlicher Raum von Theaterinteressierten, die sich dieses Sozialdilemma auf der Bühne vergegenwärtigen. Das ganze Stück, die Theateraufführung klingt fast banal, es klingt sarkastisch, fast witzig, denn es wird sich wahrscheinlich unkritisch so gut wie nichts verändern.